

Zum Leben und Werk von Hansmartin Decker-Hauff

Von FRANZ QUARTHAL

Wir haben uns heute zusammengefunden, um Hansmartin Decker-Hauffs zu gedenken, des wohl bekanntesten Landeshistorikers Südwestdeutschlands der letzten Jahrzehnte, ordentlicher Professor der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Ehrenbürger der Gemeinde Jettingen und Träger der Ehrenmedaille der Stadt Stuttgart, um nur wenige seiner Auszeichnungen zu nennen. Bei der Übergabe der Festschrift zu seinem 65. Geburtstag im Mai 1982 äußerten Freunde, Schüler und Kollegen den Wunsch nach langen Jahren weiterer gemeinsamer Arbeit. Es ist nur ein knappes Dezennium daraus geworden, neben ertragreicher Tätigkeit auch geprägt von familiären Schicksalsschlägen und zunehmender schwerer Krankheit, der er im März dieses Jahres erlag. Angesichts der vielfältigen und lebendigen Anregungen, die von ihm ausgingen, seiner Vitalität, seiner Schaffenskraft, seinem wissenschaftlichen Impetus drängt es, nicht nur die letzten Jahre, sondern sein ganzes Leben in den Blick zu nehmen.

Nach einem Studium in Tübingen, München und Wien, nach der Absolvierung des Kurses am Institut für Österreichische Geschichtsforschung, nach einer Tätigkeit als Hilfskraft am Wiener Kunsthistorischen Institut, nach acht Jahren Arbeit am Hauptstaatsarchiv Stuttgart wirkte er von 1956 bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1984 zunächst als a.o. Professor, dann als Ordinarius für geschichtliche Landeskunde und historische Hilfswissenschaften an der Universität Tübingen. Nach dem übereinstimmenden Urteil aller Kollegen der Philosophischen Fakultät und ihrer späteren, verkleinerten Nachfolgerin, der Geschichtswissenschaftlichen Fakultät, gehörte Hansmartin Decker-Hauff zu den eindrucksvollsten Angehörigen der Hochschule, die es verstanden, sowohl durch ihren Vorlesungsstil nach innen wie auch durch ihre eindruckliche Redekunst nach außen Studenten und Zuhörer in ihren Bann zu ziehen. Zusammen mit Wolfgang Schadewaldt, Walter Schulz, Walter Jens, Wolfgang Mohr, Ernst Käsemann, Hans Küng und Ralf Dahrendorf gehörte er zu den großen Vorlesungskünstlern, die die Universität Tübingen in den sechziger und teilweise in den siebziger Jahren nach außen prägten.

Was ihn auszeichnete, war eine Eigenschaft, die Wolfram von den Steinen in einem Beitrag über „Geschichte als Lebenselement“ so formulierte: „Was in dem flutenden

Geschehen an Sinn liegt, das haben immer die Erlebenden [...] aufgeprägt. [...] Geschichte muß erforscht werden. Aber wie man in der Musik die Noten nicht um der Noten willen schreibt, sondern damit die Musik erklinge, so liegt der Zweck der historischen Forschung nicht in ihr selber, sondern in der Darstellung, die etwas ganz anderes ist als eine geschickte Aufreihung von Einzelergebnissen. Die Gattung der Geschichtsschreibung ist durch die [...] Geschichts-Forschung nicht ersetzt worden: vielmehr liegt der Sinn der Forschung in dem, was sie mit ihrer Teilarbeit zuletzt für die Darstellung zu leisten vermag. [...] Daß zu solcher Geschichts-[darstellung] ein starkes Element von Kunst gehöre, ist immer bemerkt worden“ (S.20f.).

Die Stärke, die Faszination des Historikers Decker-Hauff lag in seiner Begabung, auch schwierige und nicht unbedingt allgemeininteressierende historische Probleme so anzupacken und rhetorisch darzustellen, daß auch ein großes Laienpublikum ihm gebannt zuhören konnte. In der Zeit von seiner Berufung an die Universität Tübingen bis 1990 wird Decker-Hauff etwa 1000 öffentliche Vorträge gehalten haben; sein Schüler Michael Klein ist derzeit bemüht, unter dem Titel „Spurensuche“ diesen bedeutenden Teil seines Wirkens zu rekonstruieren. Decker-Hauff verstand es, seinen Zuhörern das jeweilige Thema als ureigenes Problem ihrer Stadt oder Gemeinde und als zentralen Punkt landesgeschichtlicher Forschung nahezubringen. Dort, wo Tonbandmitschnitte oder Umschriften seiner Vorträge vorhanden sind, wird der Fachhistoriker häufig mit Verblüffung feststellen, welche schwierigen und teilweise für kaum lösbar gehaltene Probleme Decker-Hauff vor einem Publikum von Nicht-historikern in Calw, in Nagold, in Köngen oder in Grunbach traktiert hat.

Der Inhalt des württembergischen Urkundenbuchs, der Chroniken des Trithemius, der Nauklerschen Weltchronik, der Schwäbischen Chronik des Martin Crusius, der Gabelkoverschen Kollektaneen, der Geschichtswerke Sattlers und Stälins war ihm präsent. Von den letztgenannten Autoren, die er hoch schätzte – von Sattler sagte er, jeder kenne ihn, viele schrieben ihn ab, manche würden ihn zitieren –, unterschied ihn, daß er in seiner Darstellung über die historischen Fakten hinaus einen Sinn suchte und herstellte, der den Leser und Zuhörer einbezog und ihn anrührte. Die Dialogsituation, nicht die modische Auswahl von Themen stellte für ihn den „Gegenwartsbezug“ der Geschichte dar. Wie Friedrich Schiller sah er im Kreise der Geschichte „die ganze moralische Welt“ liegen. Schiller formulierte in seiner Jenaer Antrittsvorlesung „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte“: „Ein edles Verlangen muß in uns erglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt übernahmen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen“ – dieses Pathos bestimmte auch die Einstellung des Historikers Decker-Hauff.

Er fühlte sich als ein Erbe und Traditionsträger der württembergischen Ehrbarkeit. Die Kenntnis der Ahnentafel eines Gesprächspartners sagte ihm ebensoviel über dessen Charakter wie der persönliche Eindruck. Dem württembergischen Pfarrer-

stand, dem er eine eigene Studie gewidmet hat, der weltlichen Ehrbarkeit, den Bürgermeistern und Richtern in Altwürttemberg, deren Frauen und Witwen hat er treffendere und pointiertere Charakteristiken geliefert, als ein anderer es gekonnt hätte.

Er sah seine Tätigkeit als Historiker in der Tradition der württembergischen Geschichte, wie er 1946 in seiner Wiener Dissertation formulierte: „Das alte Herzogtum Württemberg war das klassische Land der Familienherrschaft. Alles in diesem eigenwilligen, von seiner Umwelt politisch, dynastisch, konfessionell und schließlich sogar kulturell und gefühlsmäßig abgeschlossenen, ja abgekapselten Staatswesen trug den Stempel dieser Herrschaft: Landstände, Beamtenkörper, Recht und Verwaltung, Kirche und Schule, Universität und geistiges Leben, zu manchen Zeiten und in gewissem Grade selbst der Hof.“ (S. 3)

Der Exempelcharakter der Geschichte faszinierte ihn. Nicht umsonst hatte er ein enges Verhältnis zu Graf Froben Christoph von Zimmern, der mit weiter Perspektive – wir würden heute von Archäologie, Rechtsarchäologie, Volkskunde, Kunstgeschichte, Soziologie und Historie reden – ein Kultur- und Sittengemälde des Adels im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit zeichnete und damit über die Familiengeschichte des Geschlechtes derer von Zimmern zum Gesamtverständnis einer Epoche führen wollte.

Die Affinität der Sinnstiftung durch Theologie und Geschichte war für ihn groß. Beide hatten einem ähnlichen Ziel zu dienen, nämlich der menschlichen Existenz eine Erklärung und ein *τελός*, ein Ziel, zu geben. Mehr als ein Busfahrer bei seinen Exkursionen redete ihn nach dem zweiten oder dritten Tag mit „Herr Pfarrer“ an, um sich dann verlegen in „Herr Professor“ zu korrigieren. Hansmartin Decker-Hauff hat diese Anrede jedoch immer als eine Auszeichnung verstanden.

Sinnstiftung war für ihn – ausgesprochen oder unausgesprochen – ein wesentliches Ziel der Vermittlung von Geschichte. Die Erklärung der Theologie der Reichskrone – Frucht einer 430seitigen Hausarbeit am renommierten Wiener Institut für österreichische Geschichtsforschung über die Herkunft der deutschen Reichskleinodien aus dem Jahre 1946 – hatte nicht nur das Ziel, den Sinn- und Symbolgehalt eines der ehrwürdigsten Stücke der deutschen Geschichte verständlich zu machen. Den Schlüssel und den Zugang zur theologisch zu deutenden Zahlenmystik fand Decker-Hauff in einer für seine Arbeiten typischen persönlichen Weise: nach einer Predigt eines Wiener Jesuitenpaters war ihm „schlagartig“ der Zugang zum Zahlenspiel des Mittelalters offen. Der breite, öffentliche Ertrag seiner Arbeit – lange bevor sie 1955 in gestraffter Form als Beitrag in Percy Ernst Schramms doppelbändigem Werk in der Reihe der Schriften der „*Monumenta Germaniae Historica*“ veröffentlicht wurde – lag auf einer anderen Ebene: Nach seiner Rückkehr von Wien nach Stuttgart im Jahre 1948 hat er in zahlreichen Vorträgen die wesentlichen Thesen seiner Arbeit einer breiten Öffentlichkeit vorgetragen, einem durch Krieg, Großmachtstreben, Kriegszerstörung, Kriegsverbrechen, Kriegsschuld und Judenpogromen an seiner Staatlichkeit und seiner Geschichte und moralischen Existenz irregewordenem Publikum. Mit

seiner Erklärung der Theologie der Reichsinsignien knüpfte er an die nach der kleindeutsch-bismarckschen Gestaltung des deutschen Reiches verlorengegangene Tradition des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation an, an mittelalterliche Epochen der deutschen Geschichte, die durch die jüngste Vergangenheit nicht beschädigt waren, lange bevor noch dieses Reichsgebilde, das sich durch seine Angriffsunfähigkeit nach außen und seine juristisch geprägte Konfliktlösungsstrategie nach innen auszeichnete, durch die Arbeiten von Karl Siegfried Bader und Karl Otmar Freiherr von Aretin sich wieder einer allgemeinen Wertschätzung erfreute. Aus mittelalterlicher Reichs- und Rechtstradition, aus Symbolen und Insignien eines christlichen Reiches Sicherheit und historische Bindung für den Wiederaufbau der eigenen Gegenwart zu finden, dies war ein unausgesprochener Tenor der damaligen Vorträge, der auch so verstanden wurde.

Auch in einem weiteren Werk, das wohl seinen historischen Interessen am nächsten stand und seine Arbeitsweise am besten erkennen läßt, dem 1966 erschienenen ersten Band der Geschichte der Stadt Stuttgart, einem „ideenreich und glänzend geschriebenen Band“, ging es um Sinnstiftung durch Geschichte.

Man hat dieses Buch mit seiner großzügigen Ausstattung ein „ungewöhnliches Werk“ genannt, dessen Bildmaterial und Zeichnungen, Karten und genealogische Tafeln sowie die ausdrucksreichen, kunstvollen Photographien Vergangenheit so anschaulich wie möglich machten und zugleich wohl alles in irgendeiner Weise für die Geschichte Stuttgarts in dem behandelten Zeitraum relevante Material in optimaler Weise vereine. Dazu waren dort alle in der Landesgeschichtsforschung mit Nutzen angewendeten Methoden, Hilfsmittel und Disziplinen meisterhaft herangezogen. Ein besonderer Blick galt kunsthistorischen Fragestellungen, wobei die ausführlichen Bildbeschreibungen von Kunst- und Bauwerken die Geschichte Stuttgarts intensiver in die Kulturgeschichte des mittelalterlichen deutschen Reiches einbanden, als dies bisher geschehen war. Decker-Hauff's Darstellung war dabei – so hat man hervorgehoben – „fesselnd und geistreich, Interesse, ja Neugier erweckend selbst für Materien, die gemeinhin nicht eingängig sind“.

Es ist hier nicht Ort und Zeit, auch nur die wichtigsten wissenschaftlichen Ergebnisse des Bandes zu würdigen, die Interpretation der Patrozinien des Cannstatter Raumes als Spuren der Einführung des Christentums, der Nachweis eines ottonenzeitlichen, vielleicht sogar älteren Stutengartens im Stuttgarter Tal, die überzeugende Argumentation, daß die Stadt Stuttgart den Markgrafen von Baden ihre Gründung verdankt, die meisterliche Analyse des Stuttgarter Stadtgrundrisses sowie die plastische Darstellung der Prägung Stuttgarts und seiner Bürger durch den württembergischen Hof.

Ein wesentlicher Bezugspunkt des wissenschaftlichen Teiles des Werkes ist das einleitende Kapitel: „Was ist uns Stuttgart“, eine Frage, gestellt in einer Zeit, als allenthalben eine Krise der kommunalen Existenz empfunden und diskutiert wurde, als angesichts wachsender Agglomerationen urbanes Leben unmöglich zu werden schien, als für ein explodierendes Bevölkerungswachstum die für vier- bis sechstau-

send Einwohner konzipierten Marktplätze und Zentren unserer alten Städte keine Mittelpunktsfunktion für moderne Großräume mehr ausfüllen zu können schienen. In diesem Kapitel Decker-Hauffs sind in bilderreicher, einprägsamer, individualisierender Sprache die Probleme moderner Großsiedlungen und ihres Verhältnisses zu ihrer Vergangenheit und Geschichte angesprochen, pointierter als dies in langen theoretischen Abhandlungen möglich wäre. Stuttgart, so schrieb Decker-Hauff, „das ist das Wissen, daß jenseits dieser sanft bewegten Hügel sich andere Städte ausbreiten, mit eigenem Gesicht und eigener Geschichte, heute zu Stuttgart geschlagen, im Laufe der Jahrzehnte immer mehr mit der Kernstadt zusammengewachsen. Groß-Stuttgart umlagert heute den namensgebenden Kern nahezu ringförmig: nach Einwohnerzahl und Fläche größer, wirtschaftlich bedeutender als die eigentliche Innenstadt. Und doch ist sie ganz einfach ‚die Stadt‘, und sie verspricht, es allem Anschein nach auch zu bleiben, so sehr die Außenstädte an Gewicht gewinnen. Hier in der Mitte wissen wir die Bauten und die Menschen, an die wir vor allem denken, wenn wir ‚Stuttgart‘ sagen: die Theater und die Fabriken, die Hochschulen und die Kaufhäuser, die Behörden und die Bürgerwohnungen, die sonntäglichen Kirchen und die alltäglichen Werkstätten, die Museen und die Kliniken, den Landtag und das Rathaus.“

Fast behutsam führte Decker-Hauff aus der Gegenwart in die Vergangenheit hinein, zunächst geleitet durch die eigene Erinnerung an Nachkrieg und Krieg, dann in das noch unzerstörte Stuttgart, „in dem man noch auf der Hasenbergsteige rodeln und in der Friedrichstraße das Radfahren lernen und üben konnte, das Stuttgart, in dem der Weg von der Doggenburg zur Weißenhofsiedlung ein erholsamer Spaziergang war. Alles steht so unbeschädigt vor uns, wenn wir in dieser unwiederbringlich verlorenen Stadt im Geist herumgehen: die Fachwerkhäuser um den Marktplatz und die Linden im Alten Spitalhof, die Gäßchen im Bohnenviertel, in denen es im Herbst wirklich noch nach Most und Trester roch, der gotische Kreuzgang der Spitalkirche, in dessen von Epitaphien überreich behängtem Geviert man die ersten epigraphischen Übungen machte und die Grabsteine der Vorfahren schlecht und recht abschrieb, kopfschüttelnd beobachtet von dem Schutzmann des Paßamtes, das dort hauste.“

Wo die eigene Erinnerung endete, setzten die Schilderungen der Eltern ein, dann die der Großeltern, dann Tante Fanny, eine „Uralte mit der gestochen scharfen Erinnerung“, bei der Stuttgart und Wien, Baden-Baden und Prag fast in eines zusammenwuchsen, Fanny Mörike und Wilhelm Rabe Zeitgenossen waren. Vom Ende des 18. Jahrhunderts erzählte ein Stammbuch voller Silhouetten. So wurde Geschichte zur Guckkastenbühne, in der eine Kulisse vor der anderen zurückweicht und tiefer hineinführt, bis zur „Pfeilspitze aus Feuerstein, von den Nomaden der Steinzeit auf dem Birkenkopf zurückgelassen“. In dieser Form der Darstellung verwurzelten Geschichte und Erinnerung die unbehaute Großstadt in einer Tradition, die sie verstehbar und lebbar machte.

Es ist kein Zufall, daß Decker-Hauff Stuttgart diese Stadtgeschichte widmete. An keiner Stadt hat er so gehangen, mit keiner war er so verwoben wie mit der Metropole des Landes. Oberjettingen hat er als Ort der Kindheit geschätzt, ihm gehörte seine

Liebe, in Tübingen war er Hochschullehrer, das für ihn sicher den Rang einer zweiten Landeshauptstadt hatte wie zur Zeit des Herzogtums, sein Bezugspunkt aber war Stuttgart, die Stadt, in der die württembergische Ehrbarkeit ihren Mittelpunkt hatte und durch die sie seit dem späten Mittelalter ihre Prägung erfuhr.

Um noch ein drittes Beispiel für eine solche Sinndeutung zu geben, möchte ich auf den 1977 von ihm zusammen mit Wilfried Setzler herausgegebenen Bildband „Die Universität Tübingen von 1477 bis 1977 in Bildern und Dokumenten“ verweisen. Das Buch erschien zum 500jährigen Jubiläum der württembergischen Hochschule, quasi zum Abschluß einer der turbulentesten Perioden ihrer Geschichte, von der Decker-Hauff einen der letzten Höhepunkte als Festredner bei der Amtsübergabe vom letzten Rektor an den ersten Präsidenten der Tübinger Universität hautnah miterlebte.

Wiederum in der Einführung zu diesem Band schrieb er keine gelehrte Abhandlung über den Sinn des Hochschulstudiums oder das humboldtsche Universitätsideal, sondern interpretierte die Figur einer „Grammatica“, eine Holzschnitzerei eines unbekanntes schwäbischen Meisters um 1330, dem dieser Inbegriff der „Bildung“, des Lateinkönnens, zu einer behäbig-schwäbischen, fast mütterlichen Frau geriet, die geduldig zwei nicht unbedingt lernwillige kleine Buben an die Hand nimmt, mit leisem Lächeln, wohl auch mit Nachsicht und Ausdauer (und sicher mit einem Quentlein urschwäbischer Unnachgiebigkeit: „Es dient zu deinem zeitlichen und ewigen Heil, und also mußt du es gerne tun“). Nicht in theoretisierenden Formulierungen, sondern in der Deutung einer spätmittelalterlichen Holzschnitzerei definierte er die Rolle der Universität auch im 20. Jahrhundert.

Nach der Darstellung der Geschichte der „Grammatica“, wie sie sich an der Tübinger Alma mater entwickelte, schlug er wieder den Bogen zur Gegenwart „Tübingen galt von jeher, dem Fremden wie dem Einheimischen, als eine Stadt, die vor andern liebenswert, vor andern freundlich ist. Ihre „Heimeligkeit“, ihre scheue Herzenswärme, ihr schwebendes Gleichgewicht zwischen Arbeitsfreude und gedämpfter Festlichkeit sind heute kein so sicherer Besitz mehr, wie es noch vor Jahrzehnten schien. Wir wissen um ihre Gefährdung von außen und durch uns selbst. Wir möchten sie bewahren, weil wir sie lieben.“

Der Geschichte einen Sinn zu geben und die Gegenwart durch den Aufweis ihrer geschichtlichen Bedingtheit verständlich und erfahrbar zu machen, dazu befähigten ihn Herkunft und Ausbildung. 1917 in Oberjettingen im Gäu geboren, haben das Pfarrhaus und dessen reiche, aus altwürttembergischen Wurzeln gespeiste Bildungstradition sein Leben und seine geistigen Interessen geprägt. Sein Vater weckte Leidenschaften, aus denen der Schüler und Student später einen Beruf machte. 1966 schrieb er über ihn: „Er hat dem Zehnjährigen Lust zum Lesen von Inschriften und zum Abzeichnen von Wappen gemacht, hat später auf Wanderungen und Reisen die Schätze von Museen und Privatsammlungen erschlossen und gedeutet, hat die Kenntnis heimischer Landes- und Kirchengeschichte vertieft und hat vor allem verstanden, die Augen zu öffnen: eine Wegekrümmung oder einen Mauerzug als Ergebnis eines

geschichtlichen Vorgangs zu sehen, ein Kunstwerk nach seinem geschichtlichen Standort abzufragen, eine Stadt nicht als Summierung von Bauten und Daten, sondern als lebendiges Wesen, als Persönlichkeit zu erfassen.“

Schulzeit und Abitur am Eberhard-Ludwigs-Gymnasium in Stuttgart und Studienbeginn in Tübingen im Wintersemester 1936/37 in Geschichte, Germanistik und Kunstgeschichte entsprachen den altwürttembergischen Normen, ungewöhnlich war schon eher der 1939 erfolgte Wechsel an die Universität der alten Kaiserstadt Wien. Deren Reichstradition und barockem Kulturgefüge fühlte sich Decker-Hauff durch geistige Affinität wie auch durch verwandtschaftliche Beziehung eng verbunden. Wien war für ihn immer eine süddeutsche Universität. Dort legte er 1939 das Staatsexamen ab und wurde in das „Institut für österreichische Geschichtsforschung“ aufgenommen, dessen methodische Schulung Grundlagen für seine späteren wissenschaftlichen Arbeiten legte. Heinrich Dannenbauer und Erich König waren Decker-Hauffs akademische Lehrer in Tübingen, in Wien waren es Hans Hirsch, Otto Brunner und Alphons Lhotsky, die ihn durch ihre menschliche und wissenschaftliche Persönlichkeit prägten. Eine bei Hans Hirsch begonnene Dissertation über die Immunität englischer Klöster mußte aufgegeben werden, weil der Kriegsausbruch einen geplanten und bewilligten Forschungsaufenthalt in England unmöglich machte. Das dann von Otto Brunner angeregte Promotionsthema „Entstehung und Entwicklung der altwürttembergischen Ehrbarkeit“ führte zurück in die schwäbische Heimat. Von 1940 bis 1945 konnte die Arbeit daran wegen Wehrdienst und Kriegsgefangenschaft nur in kurzen Urlaubswochen fortgeführt und schließlich 1946 abgeschlossen werden. Die Dissertation, die bedauerlicherweise bis heute ungedruckt geblieben ist, konnte wegen der Kriegereignisse nur teilweise vollendet werden. Der Plan, in einer sozialgeschichtlichen Interpretation prosopographischer Daten der wichtigsten Familien der Ehrbarkeit Einfluß und Bedeutung dieser besonderen sozialen Schicht Württembergs sichtbar zu machen, konnte nur in einem Anhang der Dissertation als Entwurf sichtbar gemacht werden, da die eigenen Exzerpte im Krieg verbrannten und der Großteil der benutzten Archive und Archivalien ebenfalls zugrunde gegangen waren. Ein 1943 veröffentlichter Aufsatz über Clara Mager Gaisberger und spätere Arbeiten über die Familie Dreher, die Gößler, die Königsbach und andere geben einen kleinen Eindruck von dem, was ohne die Kriegsverluste möglich gewesen wäre.

Hansmartin Decker-Hauff gehörte zu der Generation von Hochschullehrern, denen Krieg und Nachkrieg wichtige Berufsjahre geraubt haben, die aber wie Walter Schlesinger, Hans Patze oder Hans Jänichen sich nie darüber beklagten und die trotzdem ein eindrucksvolleres Oeuvre hinterlassen haben als manche, die später unter einfacheren Bedingungen arbeiten konnten.

1946 wurde neben der Dissertation auch die mehrere hundert Seiten starke Untersuchung über Entstehung, Überlieferung und Symbolgehalt der Reichsinsignien als Kursarbeit im Institut für österreichische Geschichtsforschung abgeschlossen. Daneben entstanden mehrere Aufsätze und eine Anzahl von Sonetten, von denen einige, wie das Sonette an den Gregorianischen Choral, in der katholischen Aufbruchszeit-

schrift „Die Furche“ gedruckt wurden. Die Jahre im kriegszerstörten Wien, im Kreise der Kurskollegen, unter denen Abt Otmar von Schlierbach, der dem aus der Kriegsgefangenschaft Entlassenen erstes Asyl gewährte, immer dankbar hervorgehoben wurde, gehörten zu den wissenschaftlich ertragreichsten, in denen der Grund für viele spätere Arbeiten gelegt wurde. Die wissenschaftlichen Bemühungen um die Reichsinsignien fanden eine praktische Fortsetzung in einer Tätigkeit als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Kunsthistorischen Institut in Wien. Die Nachkriegssituation verhinderte jedoch die dauerhafte Anstellung eines „Reichsdeutschen“ in dem von den Alliierten besetzten Wien.

So nahm Hansmartin Decker-Hauff 1948 eine Stelle als Archivrat im Hauptstaatsarchiv Stuttgart an und kehrte damit in seine württembergische Heimat zurück. Für acht Jahre wirkte er am Stuttgarter Archiv, wo vielen Benutzern seine ausführliche Beratungstätigkeit in dankbarer Erinnerung geblieben ist. Hier trat er bald mit Vorträgen an die Öffentlichkeit. Im 1952 von Theodor Mayer gegründeten Institut für geschichtliche Landesforschung des Bodenseegebietes, dem späteren Konstanzer Arbeitskreis, wurde er rasch zum gesuchten Redner und anregenden Diskussionspartner, was nicht zuletzt einer der Gründe dafür war, daß er 1956 als Nachfolger Otto Herdings einen Ruf auf die Professur für geschichtliche Landeskunde und historische Hilfswissenschaften an der württembergischen Landesuniversität Tübingen erhielt. In fast dreißigjähriger Tätigkeit prägte er Stil, Arbeitsweise und Atmosphäre des Tübinger landesgeschichtlichen Instituts, das dank seiner ausgedehnten und fesselnden Vortragstätigkeit weit über die Universitätsgrenzen hinaus in die Öffentlichkeit wirkte.

Der wissenschaftliche Ertrag jener Zeit hat sich in einer Vielzahl eigener Publikationen, in fast achtzig Dissertationen und einer noch größeren Zahl von Magister- und Staatsexamensarbeiten niedergeschlagen, die von Hansmartin Decker-Hauff angeregt und betreut wurden. Wenn er auch offen für jedes an ihn herangetragene perspektivreiche Thema war, so spiegeln doch die meisten Arbeiten seiner Schüler die facettenreichen Forschungsinteressen Decker-Hauffts wider.

Die weitgespannte Thematik reicht von der Edition literarischer Quellen und epigraphischer Denkmäler bis zur Sammlung von Urkundenregesten zur Geschichte hoch- und edelfreier Geschlechter und kirchlicher Institutionen; sie umfaßt gleichermaßen Untersuchungen zur Kirchen-, Bildungs- und Universitätsgeschichte, zur Sozial- und Wirtschaftsverfassung südwestdeutscher Territorien, zur Personen- und Stadtgeschichte.

Decker-Hauffts Forschungen innerhalb der Landesgeschichte des südwestdeutschen Raumes galten vorzüglich der Geschichte der hier beheimateten Adligen sowie der bürgerlichen Geschlechter und Familien. Ein immer wieder genanntes Ziel war es, die Geschichte des gesamten schwäbischen Hochadels neu aufzuarbeiten. Arbeiten über die Herzöge von Teck und von Urslingen, die Grafen von Sulz, von Grüningen-Landau sowie die Herren von Gundelfingen und von Geroldseck waren Bausteine dieses Planes. Zahlreich sind neben den Schülerarbeiten Decker-Hauffts

eigene Beiträge zu diesem Themenbereich, so über die Anfänge des Stifts Buchau und seine Stifter, über die ältere Genealogie der Welfen, über den Öhringer Stiftungsbrief und seinen Schenkerkreis. Die Vorarbeiten zu einer umfassenden Genealogie der Staufer, die 1977 erschien, haben ihn über Jahre beschäftigt. Vieles, und, soweit uns die gelegentlich erhaltenen Protokollmitschriften zeigen, oft das Erregendste, hat er nur mündlich in Vorträgen geäußert. Gerade hier wäre ein Sammeln und Sichten des in Mitschriften Erhaltenen mehr als wünschenswert.

Bei der Erörterung zur Genealogie früh- und hochmittelalterlicher Adelsverbände verblüffte er durch eine immense Personenkenntnis und die Fähigkeit zu kreativ-phantasiereicher und assoziativer Kombination. Als eine Tragik erscheint es, daß die sachlich zu begründende Kritik an seinem großen 1955 publizierten Aufsatz über die Ottonen und Schwaben, dessen Grundzüge bereits in seiner Wiener Zeit angelegt waren, in einer ihn verletzenden Form erfolgte, so daß eine wissenschaftliche Auseinandersetzung oder gar eine spätere fruchtbare Kooperation mit dem Freiburger Mediävistenkreis zum Schaden der gesamten Landesgeschichte nicht mehr möglich war. Der Beitrag von Armin Wolf in der Festschrift Decker-Hauff's, mit dem wesentliche Thesen des Ottonenaufsatzes nach fast 30 Jahren bestätigt wurden, setzte schließlich einen versöhnlichen Abschluß, aber eine umfassende Aufarbeitung des mittelalterlichen Hochadels, in einer Kombination der Thesen von der Neuformierung des Adels nach dem 10. Jahrhundert mit dem prosopographischen Wissen und der Intuition Decker-Hauff's, ist dadurch unterblieben.

Im Tübinger Institut hatte er oft nächtelang wahre Berge von Matrikeln, Bürgerbüchern und Regestenwerken ausgebreitet, um sozialgeschichtlich-genealogischen Fragestellungen nachzugehen, deren Ergebnisse er in penibel und sauber geführte Tafeln eintrug. Die Arbeit an der Geschichte bürgerlicher Personenverbände war oft identisch mit der Arbeit an der eigenen Stammtafel. Soweit Teile davon Gegenstand von Erörterungen im Seminar waren, kann man sagen, daß eine Publikation die Kenntnis der württembergischen und der südwestdeutschen Sozialgeschichte wesentlich bereichern würde. Vielleicht der Wunsch nach Perfektion, sicher aber die ihm eigene Bescheidenheit haben es verhindert, daß er seine eigene Stammtafel publizierte.

Decker-Hauff hat in vielfältiger Weise angeregt, angestoßen, im persönlichen Gespräch, in der ausgedehnten Sprechstunde, in Vorträgen, auf Exkursionen, so daß viele seiner Impulse und Gedanken von Schülern vertieft und systematisiert wurden: die Sozial- und Bildungsgeschichte des Adels und klösterlicher Verbände durch Klaus Schreiner, Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt durch Rudolf Seigel und Peter Eitel, Universitätsgeschichte durch Volker Schäfer, Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Bürgertums durch Bernd Wunder, Verwaltungs- und Beamten-geschichte Württembergs durch Walter Bernhard, seine intuitive Didaktik in systematisierter Weise durch Rainer Jooß. Decker-Hauff's Faszination für mittelalterliche und frühneuzeitliche Chronistik hat zahlreiche Schüler zu Editionsunternehmungen veranlaßt: So wurde die Chronik Blaubeurens des Christian Tubingius publiziert, die Chronik des Stuttgarter Rats Herrn Sebastian Küng, die Rottenburger Chronik des

Lutz von Lutzhartt sowie eine Chronik aus dem Ulmer Gebiet aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Prinzipielle Überlegungen zu den Funktionen und Interpretationsmöglichkeiten frühneuzeitlicher Chroniken stellte Klaus Graf an, eine mustergültige Beschreibung der wissenschaftlichen Handschriften in den Staatsarchiven von Stuttgart und Karlsruhe verfaßte Michael Klein, um nur einige der Schülerarbeiten zu nennen.

Siedlungs- und Stadtgeschichte, insbesondere die historisch-genetische Interpretation von Stadtgrundrissen war ein wesentlicher Punkt der Forschungsarbeit Decker-Hauff's. Wieder war hierbei der Grund in seiner Wiener Zeit gelegt worden. Die siedlungsgeschichtlichen Untersuchungen Adalbert Klaars haben eigene Arbeiten angeregt. Stuttgart ist das herausragende Beispiel dafür. Gleichzeitig mit der Arbeit an der Stuttgarter Stadtgeschichte wurden in der Vorlesung die Topographie von Augsburg, Marbach und Bietigheim behandelt; über das romanische Schwäbisch Hall erschien ein Aufsatz. Reutlingen hatte sein Schüler Heribert Kopp behandelt. Eng verbunden mit siedlungsgeschichtlichen Fragestellungen waren patrozinienkundliche Untersuchungen, unter denen die Überlegungen zu den Cannstatter Verhältnissen in der Stuttgarter Stadtgeschichte sicher herausragen, wozu aber noch Aufsätze über den Raum Stuttgart-Mühlhausen, Plattenhardt und Kornwestheim traten.

Eine seiner spannendsten und weitreichendsten Überlegungen zur mittelalterlichen Siedlungsgeschichte, die er nur in engstem Kreis und vertrauten Fachkollegen vortrug, hat er durch Einträge auf Hunderten von Karten untermauert. Er wies dabei die planmäßige, auf jeweils ein Herrschaftszentrum bezogene Anlage von Kirchen nach, die in einer Linie die Übermittlung von Licht- und Feuersignalen ermöglichte. Seine Belege stammten aus dem südwestdeutschen Raum, aber auch aus Frankreich und den skandinavischen Ländern. Die Frage, in welcher Epoche der mittelalterlichen Geschichte dieses System entstanden sein könnte und wer die Macht besessen hatte, es durchzusetzen, hat Decker-Hauff nicht abschließend beantwortet. Da er aber ein grundsätzliches Problem der mittelalterlichen Siedlungsgeschichte berührt hat, ist die sichere Bewahrung der von ihm erarbeiteten Karten und eine Weiterführung seiner Fragestellung dringend zu wünschen.

Den meisten der Anwesenden wird Decker-Hauff durch seine lebendige, anschauliche und plastische Rede in Erinnerung sein, sei es in der akademischen Vorlesung, sei es im öffentlichen Vortrag, sei es auf einer Exkursion, zu denen viele von Ihnen auf dem Platz nördlich des Stuttgarter Hauptbahnhofs mit ihm aufgebrochen sind.

Decker-Hauff's eigenstes Medium war die Exkursion, wo der historische Schau- platz, das Kunstwerk, die Stadt unmittelbar und konkret vor Augen gebracht werden konnten und historische Erklärung mit der Anschauung verschmolz. In die Vorlesung und Seminare holte er die historischen Objekte über Landkarten und Dias heran, im Fernsehen verhielt er sich vor der Kamera nicht anders als vor seinen Exkursionsteilnehmern. Die historische und kunstgeschichtliche Erklärung genügte ihm nicht, wichtig war es ihm, daß ein Raum zum Klingen gebracht wurde. Ganz in barocker Tradition gehörte die Musik für ihn als wesentlicher Bestandteil zu Archi-

tektur, Plastik und Malerei zum Verständnis des Gesamtkunstwerks hinzu. In der Korrelation von Geschichte, bildender Kunst, Literatur und Musik eröffnete er Erkenntnismöglichkeiten, welche verborgene Ursachen- und Beziehungsgeflechte historischer Wirklichkeit in den Blick brachten, die im sonst üblichen Spezialistenwissen ungesehen blieben. Viele seiner Freunde, Schüler und Exkursionsteilnehmer haben bestätigt, daß es unmöglich ist, in Böhmen, Österreich, Südtirol, Italien, der Schweiz, dem Elsaß oder Burgrund vor einem Kunstwerk zu stehen, ohne dabei Decker-Hauffs Stimme und Erklärung zu hören. Wenn er sagte, er habe durch seinen Vater sehen gelernt, dann hat er diese Gabe verstärkt an seine Schüler und Freunde weitergegeben.

Er verstand es, Menschen zu fesseln und für seine Wissenschaft zu begeistern. Dies zeigen die großen Zahlen seiner Zuhörer, seiner Schüler, die sich wie bei wenigen Hochschullehrern an ihn und sein Institut gebunden fühlten und sich zu jeder Feier oder jedem Fest gerne zusammenfanden. Dies zeigt auch seine Stuttgarter „Gemeinde“, die ihn auf den immer lange vor der offiziellen Ankündigung ausgebuchten Exkursionen begleitete. Gerade in der noch wenig ausgebauten Massenuniversität der sechziger Jahre war die Exkursion mehr als eine Lehrveranstaltung. Wer zwei Wochen zusammen lebte, lernte, diskutierte und sang, wuchs zu einer Gemeinschaft zusammen, wie sie im Rahmen der Universität sonst kaum noch entstehen konnte.

Innerhalb seines Tübinger Instituts verstand er es, engagierte Mitarbeiter zu gewinnen. Namentlich den langjährigen Institutssekretärinnen Hanne Grözinger und Herta Messmer war es zu danken, daß das Institut in den Wandlungsprozessen der Universität in den sechziger und siebziger Jahren nicht nur Ausbildungs- und Forschungsstätte, sondern auch menschliche Heimstatt war.

Daß diese persönliche Verbundenheit und wissenschaftliche Wertschätzung auch auf öffentlicher Seite gewürdigt wurde, war selbstverständlich. 1967 war er Preisträger des Schillerpreises der Stadt Marbach, 1977 erhielt er die Universitätsmedaille der Universität Tübingen und die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg. 1982 verlieh ihm der Stuttgarter Gemeinderat die Bürgermedaille der Stadt. Das Bundesverdienstkreuz nahm er als Anerkennung der Tübinger Institutsarbeit an, das Ehrenbürgerrecht seiner Heimatgemeinde Oberjettingen als dankbar empfundenen Ausdruck der engen Verbundenheit mit seiner Herkunft.

Wohl alle, die hier versammelt sind, haben dem Wissen, der Schaffenskraft und der Gestaltungsfähigkeit Decker-Hauffs etwas zu verdanken, sei es als Hörer seiner Vorträge, als Exkursionsteilnehmer, als Schüler, als Kollege, als Gesprächspartner. Daß er sich dabei nicht geschont hat, daß er, namentlich in seinen gesunden Jahren, seine Arbeitskraft überfordert hat, wissen alle, die ihn näher gekannt haben. Er hat dabei immer betont, daß ihm dies nur möglich war, weil ihm eine Person in allem ein Rückhalt war: seine Frau. Wenn wir heute seiner gedenken, haben wir allen Grund, auch Ihnen, verehrte Frau Decker-Hauff, zu danken, daß Sie es ihm ermöglicht haben, in der Weise zu wirken, wie er es getan hat.

In der Einleitung zu seiner Stuttgarter Stadtgeschichte fragte Decker-Hauff: „Was

ist uns Stuttgart?“ . Fragen wir heute zurück: „Was ist uns Decker-Hauff?“, so ist die Antwort: Hansmartin Decker-Hauff war ein einzigartiger Historiker. Die Art, wie er Geschichte interpretierte, vermittelte, Identifikationen schuf und die Gegenwart mit der Vergangenheit verband, ist nicht wiederholbar. Seine Art, verstehen und sehen zu lehren, hat er vielfältig weitergegeben. Sie hält ihn unter uns lebendig.